

Hans Zotter

## Liebesgeschichten und Heiratssachen – von der Liaison zu festen Verhältnissen.

---

Perspektiven zukünftiger Arbeit mit Spezialsammlungen  
Göttingen, 8 Juli 2004

Vorstellung . . . den Titel hab ich bei Johann Nestroy entlehnt, dessen gleichnamige Posse in drei Akten 1843 erschien . . . von der Konfusion zu geregelten (glücklichen ?) Zuständen, das ist bei Nestroy und auch bei mir das Thema; es gab allerdings im österreichischen Fernsehen auch eine Serie mit diesem Titel, in der ältere Singles, meist skurrile und eher schwer zu vermittelnde Randfiguren der Gesellschaft auf Brautschau gingen . . . an diese Serie dachte ich natürlich nicht.

Ich bin nun schon seit gut zehn Jahren in Sachen Digitalisierung unterwegs, und mit jedem Male, wenn ich darüber ein Referat halten soll, fällt es mir ein bisschen schwerer, mich zu entscheiden, wie ich es überhaupt anlegen, wo ich anfangen, was ich eigentlich berichten soll. So komplex und vielfältig ist das Thema inzwischen geworden, so unterschiedlich und divergent die Zielvorstellungen.

Ich kenne ihre Erwartungen nicht, ihren Kenntnis-Stand zu dem Thema, ihre Hoffnungen, nicht die fest gefassten Meinungen, Vorurteile und Ängste. Und auch wenn ich mir es gestatte, zunächst einmal von ihnen, verehrtes Publikum, abzusehen, ist die Wahl des Startpunktes meiner Ausführungen nicht so einfach . . . wohin auch immer ich im Bereich des Berufsbildes des modernen wissenschaftlichen Bibliothekars blicke, ist auch immer gleich ein Konnex zur Digitalisierung möglich.

Ich schränke also als erstes ein, wovon ich hier nicht reden will und kann: zum Beispiel von der Digitalisierung von Videos, Filmen, Tonträgern, Museumsobjekten . . . auch bei der Digitalisierung von Bibliotheksobjekten möchte ich eine Trennlinie ziehen zwischen den aufwändigen Digitalisierungen wertvoller Handschriften und Drucke und der Digitalisierung von Büchern der letzten beiden Jahrhunderte. Bei letzterer wird häufig nur schwarz/weiß digitalisiert, ist das Ziel oft die Herstellung eines Textfiles mit Hilfe von Texterkennungsprogrammen; Zeitungen und Zeitschriften mit großen Stückzahlen werden dafür schon einmal zerschnitten und mit Einzugs-scannern erfasst . . . die große Menge, die kritische Masse ist ein oft genannter Zielpunkt.

Auch wenn ich hier mich mit dem Bereich der Digitalisierung mittelalterlicher Handschriften bescheide, ist mir klar, dass es inzwischen eine schier unübersehbare Reihe von Aktivitäten quer durch Europa gibt, mit den unterschiedlichsten Philosophien und Zielsetzungen.

Digitalisierung steht in der Regel unter dem positiv besetzten Überbegriff „Projekt“, wird also als zeitlich begrenzte Sonderarbeit gesehen, außerhalb der normalen Arbeit und Budgetierung. Wird ein einmal eingereichtes Projekt angenommen, gibt es einen plötzlichen warmen Geldregen, der in kurzer Zeit auszugeben ist, am besten durch die Anschaffung teurer Equipments. Leider kann man das notwendige Know-how nicht gleichermaßen einkaufen. Der Begriff Digitalisierung wird vielfach nur auf den technischen Vorgang der Aufnahme und vielleicht auch noch auf die Speicherung digitaler Daten begrenzt, eben vorwiegend als technisches Problem, nicht als vordergründiges bibliothekarisches gesehen.

Aber ich denke, sie wollen ja etwas von mir, ein Stück meiner bibliothekarischen Weltanschauung. Also fange ich dort an – wo ich vor 30 Jahren angefangen habe: mit der Beschäftigung mit Faksimileausgaben. Die Entwicklung des Faksimilemarktes seitdem ist auch ein gutes Beispiel, wie sich die Intentionen eines bestimmten Medienbereiches im Laufe der Jahre grundlegend verändert haben und dieser nunmehr eine neue Rolle spielt. Das könnte uns daran erinnern, dass die sozialen Bezugssysteme rund um ein Medium oder einen Medienbereich sich ständig verändern – ein Aspekt, der gerade bei der Digitalisierung des historischen Buchguts mitgedacht werden sollte.

Als ich in den frühen siebziger Jahren mit den Arbeiten an meiner Bibliographie faksimilierter Handschriften in den großen Bibliotheken des Vatikans, der Bibliothèque nationale in Paris, der Münchener Staatsbibliothek, und der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien begann, waren Faksimiles in erster Linie **wissenschaftliche** Publikationen, welche die Forschungsarbeit der Wissenschaftler unterstützen sollten. Die Idee war, imaginäre Handschriftenbibliotheken aufzubauen, welche die weltweit bedeutendsten Handschriften umfassen sollten, natürlich auch die wichtigen Texthandschriften. Für wichtige Textzeugen hatte der damals führende Faksimile-Verlag ADVA in Graz sogar eine eigene Reihe geführt. Auch exotische Handschriften, wie z. B. die mittelamerikanischen Handschriften, von denen aus der Zeit vor Kolumbus nur rund ein Dutzend erhalten geblieben sind, wurden des wissenschaftlichen Interesses wegen zur Gänze faksimiliert – obwohl immer klar war, dass die Interessentengruppe – Altamerikaforscher – nur ein kleines Grüppchen darstellten.

Diese hohen und edlen Absichten sind schon lang aufgegeben, auch die Ideale von Wiedergabetreue und gründlicher wissenschaftlicher Aufarbeitung sind vielfach Geschichte. Heute werden Faksimiles nur mehr für den Sammlermarkt produziert, nur mehr ca. 5 % gehen in die Bibliotheken. Die Auswahl folgt den Interessen der Sammler, die – was den fachlichen Zugang angeht, in der Regel Amateure sind. Die gängigen Verkaufsargumente sind nunmehr Elfenbeintafeln aus lichtechem Kunstharz, Samteinbände und Echilvergoldung.

Sie fragen sich inzwischen sicher schon, wie lange ich noch in diesen Erinnerungen schwelgen werde . . . ich bin aber viel näher am Thema, als sie glauben. In der letzten Woche digitalisierten wir in Graz eine Augsburger Handschrift für die in Graz tätige Druckerei **Print and art**, der derzeit wohl wichtigsten Faksimiledruckerei in Mitteleuropa. Die Handschrift, eine durchgängig illustrierte Bibel aus Spanien, wird nächstes Jahr in einem deutschen Verlag als Faksimile erscheinen.

Die Grazer Handschriften-Digitalisierung, bekannt geworden unter dem Namen *Digitalisierung des steirischen Dokumentenerbes*, ist damit von dem ursprünglichen bescheidenen Pilotprojekt, einer besseren *Fact-finding-mission*, zu einer Zu-Arbeiterin von Verlagen und anderen Großprojekten geworden. Die Digitalisierung besetzt all-

mählich jene Aufgabenfelder, die von den Faksimileverlagen seit den 80er Jahren aufgegeben wurden: den Aufbau einer imaginären Bibliothek, pardon, heute sagt man **virtuelle Bibliothek**, oder noch besser Hybrid-Bibliothek. Und das natürlich für die Wissenschaft und nicht für die privaten Sammler.

Es ist immer hilfreich, wenn man einmal die Begriffe klärt und definatorisch eingrenzt. Neben den bekannten Erwerbsformen von Büchern und Medien hat sich den Bibliotheken eine neue Art der Bestandsvermehrung ergeben: die Digitalisierung eigener analoger Medien. Die Digitalisierung einer Handschrift ist natürlich wesentlich preiswerter als die Anschaffung eines Faksimiles; stellt man den Bildfile in das INTERNET, hat man einen völlig stressfreien Zugang – ich meine einen konservatorisch stressfreien Zugang – zu dem Dokument; der Benutzerkreis ist um einen gar nicht abschätzbaren Faktor gewachsen – und wir haben zum erstenmal unsere Aufgabe erfüllt, fragiles Kulturgut der Allgemeinheit nahezu unbegrenzt zugänglich zu machen.

Natürlich müssen wir uns von einigen liebgewordenen Vorstellungen lösen, die bei etlichen Kollegen den Charakter von Glaubensartikeln haben: sobald der Bildfile im Netz verfügbar ist, ist es nicht mehr **unsere** Handschrift, sie ist tatsächlich Allgemeingut geworden. Dieses Phänomen kenne ich schon aus den Mikrofilmzeiten, wenn z. B. Filme unserer Handschriften nach Amerika gingen und keine Möglichkeit bestand, herauszufinden, wer alles mit diesen Filmen arbeitete. Natürlich kann man mit elektronischen Wasserzeichen den Besitznachweis im Bild verankern – eine absolute Gewähr gegen missbräuchliche Verwendung ist damit nicht gegeben. Diese Gefahr wird auch generell überschätzt – denn eines ist wohl allgemein bekannt: auch in Zeiten digitaler Zugänglichkeit sind mittelalterliche Handschriften ein Minderheitenprogramm.

Digitalisierung ist also in keinem Falle als isolierte technische Aktion zu sehen, sondern als Beginn neuer bibliothekarischer Modelle der Bestandserweiterung und des Benutzerservices. **Alle anderen denkbaren Funktionen einer Digitalisierung sind diesen beiden Aufgabenstellungen nachzuordnen.**

Die Bereitstellung der Bildfiles im Netz verpflichtet selbstverständlich auch zur Implementierung aller verfügbaren Informationen, die zu dem Objekt vorhanden sind. Die Bibliothek stellt als content-provider neue Dokumente her; eine Trennung zwischen dem freien Angebot im Netz und einem entgeltlichen auf Offline-Medien ist denkbar.

In Graz fing ich 1993 mit der Digitalisierung des gedruckten Handschriftenkatalogs an: der Gedanke war, zuerst die Information über unsere Handschriften im Netz präsent zu haben und dann erst mit der Herstellung von Bildfiles der Handschriften zu beginnen.

Heute ist das Angebot auf der Homepage der Abteilung für Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Graz auf mehr als 6000 *pages* angeschwollen, und vermehrt sich beinahe wöchentlich um weitere Seiten. Neben dem digitalen Handschriftenkatalog gibt es einen digitalen Inkunabelkatalog und eine Faksimilebibliographie mit dem Grazer Bestandsnachweis. Neben Handschriften und Inkunabeln sind alle anderen Arbeitsbereiche der Sondersammlungen ebenso präsent: die Sammlung der Fragmente, die Einbandsammlung, die Nachlasssammlung mit einem Index aller Briefe, die Landkartensammlung, die Druckschriftensammlung, die Digitalisierung, die Restaurierung. Wir haben für die Katalognachweise ganz absichtlich fast nur *html-* oder *pdf-files*, damit die gesamte Information auch für die Suchmaschinen sichtbar ist – Datenbanken und dynamische Seiten sind ja leider nur benutzbar, wenn man von ihrer Existenz weiß; den

---

wenn man von ihrer Existenz weiß; den Inkunabelkatalog haben wir deshalb auch in doppelter Form: als Textfile und als Datenbank. Letztere Version bietet natürlich bessere Suchmöglichkeiten.

Fast genau so alt ist die Idee, zu den Metadaten Bildfiles der Sammlungsobjekte beizufügen. So haben wir 1995 die erste Handschrift digitalisiert und boten sie schon im Herbst des selben Jahres frech auf der Frankfurter Buchmesse an – wir wurden bestaunt, aber die Reaktion war gleich Null. So dauerte es bis zum Januar 1997, bis wir wirklich mit der Handschriftendigitalisierung beginnen konnten. Bezahlt wurden die Arbeiten vom österreichischen Wissenschaftsministerium, um Know-how in konservatorischer, technischer, rechtlicher und kommerzieller Hinsicht zu erarbeiten. Was wir damals nicht in den Förderungsantrag hineinschrieben, war unser Ziel, alle Grazer Handschriften zu digitalisieren. Wir fingen auch bescheiden mit durchschnittlichen Handschriften aus dem Spätmittelalter an, die weder technische Probleme aufwarfen noch konservatorisch besonders heikel waren. So bauten wir nach und nach das notwendige Know-how auf. Wenn sie sich vor Augen halten, dass wir mit einer 1,6 Megapixel Kamera von Kodak begannen, die damals zusammen mit dem EDV-Equipment 20.000 Euro kostete, ahnen sie vielleicht, wie stark sich die Szene seitdem verändert hat.

Als erstes gelang es uns, die konservatorischen Fragen befriedigend zu lösen; wir können behaupten, dass die Digitalisierung einer Handschrift nach dem Grazer Modell das Objekt nicht mehr belastet, als eine normale Konsultation im Lesesaal. Der konservatorische Stress ist nicht messbar.

Durch den Restaurator der Grazer Sondersammlungen Manfred Mayer wurde ein spezieller Aufnahmetisch entwickelt, der das Aufnehmen von Buchobjekten mit einem Öffnungswinkel zwischen 90-120° erlaubt. So wurde die mechanische Belastung minimiert, wie auch die Licht- und Temperaturbelastungen weit unter dem liegen, was eine Handschrift etwa bei einer Ausstellung auch in einer modernen Klimavitrine aushalten muss. Dieser Aufnahmetisch wurde im Laufe der Zeit auch weiterentwickelt und ist inzwischen so etwas wie ein Standard geworden. Exemplare stehen in Amerika, in England, den Niederlanden und natürlich auch in Deutschland, zum Beispiel hier am Göttinger Digitalisierungszentrum. Auch die schon erwähnte **Print and art** arbeitet selbstverständlich mit dem Grazer Tisch, den sie zerlegt zu allen Aufnahmeorten mitnehmen können. Allerdings wird meist die andere Variante gewählt, dass die Handschriften nach Graz gebracht werden können, weil so unmittelbar nach der Aufnahme die Andrucke mit dem Original verglichen werden können. Die anfangs beschriebene Faksimilierung ist Produkt der Zusammenarbeit der Grazer Digitalisierung mit Faksimileverlagen und der Druckerei; diese Einbindung geht noch weiter, denn die Restaurierung ist auch dann gefragt, wenn es einen historisch getreuen Faksimileeinband zu kreieren gilt – wir stützen uns da auch auf die Forschungsarbeiten unseres Einbandspezialisten Werner Hohl – bis zur Beteiligung an der Abfassung der Kommentarbände.

Inzwischen haben wir natürlich auch modernere Kameras und verwenden standardmäßig Spiegelreflexkameras mit 6 Megapixel. Die erste, die wir uns anschafften, kostete noch über 30.000 Euro, heute gibt es solche Kameras von 1000 Euro aufwärts – und in einer besseren Qualität.

Welche Kamera oder welchen Scanner man wählt, hängt jeweils von dem Bestimmungszweck der digitalen Aufnahmen ab, Für ein Faksimilierungsprojekt werden 16 Megapixel-Kameras benötigt, für die Präsentation einer Handschrift auf dem Schirm reichen die 6 Megapixel allemal. Grundsätzlich brauchen Kameras mit hoher Auflö-

sung und Auflichtscanner wesentlich mehr Licht für die Aufnahmen, weshalb wir aus konservatorischen Gründen zurückhaltend waren.

Um so mehr, als im Netz nur komprimierte Formate verwendet werden können, und die vollen Bild-Formate wie *Tiff* oder *Bitmap* werden von uns in der Regel nicht angeboten. Das komprimierte Bildformat *Jpeg* reicht gerade für den Belegdruck, aber nicht für einen Druck für kommerzielle Zwecke. Damit ist natürlich auch eine gewisse Sicherheit gegeben: wer von uns das volle Bildformat erwerben möchte, muss einen schriftlichen Vertrag mit einer klaren Festlegung der Nutzungsrechte abschließen.

Von vielen Kollegen werden generell Aufnahmen mit höherer Auflösung bevorzugt, einfach weil es diese technische Möglichkeit gibt und weil sie sich auf der sicheren Seite wähnen, was die zukünftigen technischen Entwicklungen angeht. Welchen technischen Standard man nun wirklich braucht, hängt aber nur von der Definition des Verwendungszweckes der Digitalisate ab. Denn eines ist klar, je höher die Auflösung, desto höher die Kosten – nicht nur was die Kamera oder den Scanner, sondern auch was die notwendigen Rechner und Speichermedien angeht. Die Preise ändern sich zwar ständig, aber derzeit ist der Sprung von 6 Megapixel auf 16 mit einer Kostenerhöhung um das zehnfache oder gar zwanzigfache begleitet.

Hohe Auflösungen braucht man für hochwertigen Druck, oder für Überformate, wie z. B. große Landkarten. Hohe Auflösungen werden auch von den Kollegen gefordert, die die Digitalisierung als Alternative zur Sicherheitsverfilmung sehen. Ich sehe allerdings in den digitalen Bildfiles **derzeit noch keine ernsthafte Alternative** zu einer hochwertigen Farb-Sicherheitsverfilmung. Über die Lebensdauer von Filmen wissen wir schon recht gut Bescheid, es handelt sich um ein analoges Medium, das unabhängig von Softwareentwicklungen dauerhaft lesbar bleibt – und das sicher über hundert Jahre, das Medium erfordert relativ geringen Aufwand für die dauerhafte Archivierung – und ist in der Herstellung sicherlich nur einen Bruchteil so teuer wie eine Digitalisierung mit mehr als 16, 20 oder mehr Megapixel.

**Das Digitalisat ist ein hervorragendes Gebrauchsmedium**, und als solches allen anderen Sekundärmedien haushoch überlegen. Mit den digitalisierten Handschriften und Archivalien beginnt auch ein neues Zeitalter der wissenschaftlichen Arbeit, da das Quellenmaterial **und** die darauf aufbauenden Untersuchungen gleichermaßen im Netz erreichbar werden. Neue Formen des Unterrichts mit Hilfe von Dokumenten- und Imageservern werden Standard werden.

Allerdings soll man nicht in den Irrtum fallen zu glauben, wenn die Sammlungsstücke einmal in einer virtuellen Bibliothek greifbar sind, würde der Benutzerdruck vor Ort deutlich abnehmen – oder wie ein besorgter Kollege befürchtete: dann kommt ja keiner mehr zu uns. Ich kann aus den Grazer Erfahrungen heraus locker behaupten, dass die digitale Präsenz im Netz die Nachfrage nach unseren Originalen nachhaltig angeheizt hat.

Als Beispiele für neue Darbietungsformen kann ich etwa unseren Fragmente/Makulaturen-Nachweise vorführen. Wir besitzen eine wachsende Zahl von Handschriften- und Druckschriftenfragmenten, in der Regel der letzte Überrest eines verlorengegangenen mittelalterlichen Buches. Die Schätzungen der Verlustquote schwanken stark, aber man kann wohl davon ausgehen, dass etwa 90% des mittelalterlichen Buchguts verschollen sind, wobei die Verluste ungleichmäßig verteilt zu sein scheinen – je jünger, desto mehr Verluste. Ich kann für die romanischen Bibliotheken das durchaus belegen – die mittelalterlichen Buchkataloge der Steiermark lassen recht genaue Schätzungen zu: demnach sind etwa von den Handschriften bis

1200 nur circa zwei Drittel verschwunden: fast gänzlich verschwunden sind alle Bücher, die für den Unterricht der Novizen bestimmt waren und natürlich die meisten Liturgica. Auch zeichnet sich nach der Erfassung der Fragmente ziemlich deutlich ab, dass die Makulierung zu einem großen Teil schon während des Mittelalters und in der frühen Neuzeit stattfand.

Ich schätze, dass ich noch gut zwei Jahre mit der Erfassung unserer Handschriften- und Druckschriftenfragmente beschäftigt sein werde – und dann wird es eine virtuelle Handschriftenbibliothek zur zweiten Potenz geben – eine digitale Bibliothek von verschollenen Kodizes.

Digitalisierung umfasst in meinen Augen **immer die aufbereitete Implementierung** im Netz. Digitalisierung ist Bestandsaufbau im Bereich der nicht entlehnbaren Buchobjekte, Digitalisierung ist eine neue Standardarbeit des bibliothekarischen Berufsbildes mit einer Standard- Budgetierung. Diese Etablierung ist in Graz in den letzten Jahren nach und nach gediehen - von den Projektstrukturen mit Finanzierung durch das Ministerium, hin zu einem informellen Projekt, das sich über die Einnahmen selbst trug, bis hin zur festen Verankerung im Organigramm der Bibliothek. Nunmehr arbeiten zwei festangestellte Kollegen in diesem Bereich, zwei weitere befristete Verträge bezahlen wir aus den laufenden Einnahmen. Die Abteilung, der ich vorstehe, trägt nunmehr den Namen: *Sondersammlung und Digitalisierung*. Als Arbeitsgebiete sind die Verwaltung des historischen und unikalen Bestandes, die Restaurierung und die Digitalisierung definiert. So ergibt sich ein Arbeitsbereich, der eng miteinander verflochten sich durch große Synergie auszeichnet. Wir haben bei der Namensfindung bewusst auf alle Epitheta wie *alt, historisch, wertvoll, selten* verzichtet; wir wollten signalisieren, dass wir eine moderne, in die Zukunft gerichtete Abteilung sind – ein wachsender, dynamischer Bereich, den elektronischen Potentialen gegenüber aufgeschlossen. Eine Vorsilbe wie Retro- käme mir aus den erwähnten Gründen gar nicht über die Lippen, schon gar nicht in Zusammenhang mit Digitalisierung.

Angesichts der Tatsache, dass der aus Kloster- und Kirchenbesitz stammende Buchbestand – in Graz wie an vielen anderen Orten auch – zum größeren Teil noch wissenschaftlich unbearbeitet ruht, ist nicht zu befürchten, dass uns die Arbeit ausgehen könnte. Was sich aus dieser Verbindung zwischen Altbestand und moderner digitaler Präsentation ergeben kann, können sie auch auf der Homepage der Universitätsbibliothek Salzburg ablesen – was umso beeindruckender ist, dass nur eine einzige Person hinter diesem INTERNET-Auftritt steht.

Sie werden sich natürlich auch fragen, wie man mit der Digitalisierung Geld verdienen kann . . . so möchte ich ihnen die typischen Geschäftsfälle der Abteilung für Sondersammlungen schildern:

An erster Stelle steht die auftraglose Anfertigung von Digitalisaten von Objekten als Bestandsaufbau der Universitätsbibliothek Graz. Diese Arbeiten werden sowohl vom Stammpersonal wie auch von den aus Drittmitteln bezahlten Mitarbeitern erledigt, wenn keine Auftragsarbeiten zu erledigen sind. Die Aufnahme einer durchschnittlichen Handschrift dauert alles in allem etwa eine Woche.

In zweiter Linie werden Aufträge von Benutzern der Universitätsbibliothek Graz für wissenschaftliche Zwecke bearbeitet. Eine Einzelaufnahme kostet derzeit € 1,50 zusätzlich Speichermedium, eine Handschrift auf CDROM € 45.00. Das sind im Moment vorläufige Preise, da derzeit nicht bekannt ist, wie viel die Universität Graz in Hinkunft vom Einnahmenkuchen naschen möchte. Wenn wir 20 Stück von einer CDROM verkauft haben, erreichen wir die Gewinnzone.

Drittens: Aufträge von Benutzern der Universitätsbibliothek Graz oder Außenstehenden über Digitalisate unserer Bestände für kommerzielle Zwecke. Bei solchen Aufträgen werden die vollen Gestehungskosten + Gewinnanteil verrechnet. In einem schriftlichen Vertrag werden die Rechte des Käufers am Digitalisat genau definiert.

Viertens: Aufträge von Außen betreffend Objekte aus dem Besitz anderer Institutionen:

- Consulting (Beratung bei Restaurierungs- und Digitalisierungs-Projekten, Vermittlung zwischen Bibliotheken, Verlegern und Druckereien)
- Digitalisierung (Herstellung von Bildfiles in jeder gewünschten Qualität)
- Programmierung (Herstellung von graphischen Oberflächen und Navigationshilfen für Offline-Medien)
- Drucklegung (Digitalisierung und Reprint)
- Leasing von Geräten (Geräte aus der Restaurierung bzw. Digitalisierung)

Fünftens: Auftragslose Anfertigung von Medienstücken basierend auf Objekten der Universitätsbibliothek Graz für kommerzielle Zwecke: Verkauf elaborierter CDROMs oder gedruckter Objekte durch die Universitätsbibliothek Graz. Unter elaborierten CDROMs verstehen wir thematische Arbeiten; CDROMs mit graphischer Oberfläche und Navigationshilfen und zusätzlichen Video- oder Audiofiles. Beispiel: die romanischen Miniaturen der Universitätsbibliothek Graz, oder der Bildschmuck der Stratterbibel – einer deutschen Bibel von 1469 mit reichem Bildschmuck. Wir haben auch digitalisierte Objekte als Basis für Drucke verwendet, etwa für Plakate, Ausstellungszwecke oder Reprints von ganzen Büchern.

Wenn Objekte der Bibliothek als Leihgaben zu Ausstellungen gehen, verlangen wir vom Aussteller eine Abgeltung der Digitalisierung; wir bieten dem Aussteller natürlich für seinen Ausstellungsshop die Handschrift auf CDROM an.

Eine Frage, die immer wieder auftaucht, ist die nach der Langzeitarchivierung der digitalen Daten. Ein guter Teil der Vorträge hier in Göttingen befasst sich mit Standards und Archivproblemen. *Ich habe dieses Problem nicht . . .* da es derzeit in Österreich keinerlei Anstrengungen und Zukunftsperspektiven gibt, sind alle Überlegungen ziemlich müßig. Die Nationalbibliothek *plant* die elektronischen Pflichtstücke zu archivieren – mehr nicht. Die Universitäten, eben erst am 1. 1. 2004 ausgegliedert, d. h. privatisiert, haben ganz andere Probleme - vor allem kein Geld. Es ist nicht absehbar, dass die österreichischen Universitätsbibliotheken ein eigenes elektronisches Archiv aufbauen werden – zumindest nicht in den nächsten fünf Jahren.

Man muss hier differenzieren – ich spreche über die ganze Flutwelle elektronischer Medien und e-journals, die über die wissenschaftlichen Bibliotheken hereinbrechen. Der Anteil der selbstdigitalisierten Medien ist naturgemäß viel kleiner – die bisherigen Speicher-Strategien auf optischen Trägern oder auch Magnetspeichern werden noch für einige Zeit reichen – und sind vorläufig auch noch finanzierbar. Der ganze Bereich ist derartig stark im Umbruch, dass nicht einmal sicher diagnostiziert werden kann, ob die Massenspeicherung in Zukunft überhaupt die Aufgabe der Bibliotheken sein wird, oder ob die diversen Unterhaltsträger so lange zögern, bis es nur mehr die sicherlich sehr kostenintensive Auslagerung zu privaten Anbietern geben kann. Ich spreche da natürlich aus dem Blickwinkel österreichischer Verhältnisse – in Deutschland läuft die Entwicklung anders.

Natürlich gibt es noch weitere Bereiche, in denen die Entwicklung nicht so lief, wie wir uns das wohl wünschen würden. Die Implementierung der Bildfiles der bereits

digital vorliegenden Handschriften auf der Homepage der Universitätsbibliothek Graz geht schleppend voran. Unser Rechenzentrum beschied uns in den letzten Jahren, dass sie andere Sorgen hätten, als einen Imageserver für uns aufzubauen. So wichen wir auf die Homepage des Projekts ***Austrian literature online (alo)*** aus, die uns Unterschlupf gewährten. Aber demnächst wird alles viel besser: in einer Zusammenarbeit mit den Manuscripta mediaevalia wird unser dritter Band des gedruckten Handschriftenkatalogs, der Indexband in die Datenbank der MM integriert und ***alle bisher digitalisierten Grazer Handschriften als Bildfiles präsentiert***. Ich kann noch nicht sagen, wie lange das dauern wird, aber wir sind natürlich sehr glücklich an so prominenter Stelle mit unseren Handschriften zu landen. Auf den Seiten der MM finden wir ja alte Bekannte, so zum Beispiel die Heidelberger Handschriften, die in Graz digitalisiert wurden. Mit dem Nachweis von rund 56.000 Handschriften sind die MM so etwas wie der KVK für die Handschriften – es gibt derzeit wohl keinen prominenteren Platz, um Handschriften zu präsentieren.

Ein weiterer Bereich, der aus Grazer Sicht verbesserungswürdig wäre, ist das Marketing der Angebotspalette der Grazer Sondersammlungen. Natürlich haben wir alles unternommen, was wir mit unseren begrenzten personellen Ressourcen leisten konnten – aber das kann ein professionelles Marketing, zentriert auf den speziellen Kundenkreis nicht ersetzen. Auch da gibt es durchaus Ansätze, ich verweise auf die Firma *Touch and turn*, oder *Octavo*. Verschiedene Versuche in der Vergangenheit zeigten allerdings, dass die Zusammenarbeit mit Verlagen und ähnlichen Institutionen oft das Produkt stark verteuerten, so dass auch gute Publikationen unverkäuflich blieben. Ich weise etwa auf die CDROM-Faksimiles der Österreichischen Nationalbibliothek hin, die in Zusammenarbeit mit dem Verlag Hollinek herausgebracht wurden. Preise von 450 – 580 € wirken eher abschreckend; man hat sich nunmehr auf preisgünstigere Angebote umgestellt.

Generell scheint mir der Markt für CDROM eher zu schrumpfen und Print-Produkte, die einen größeren Spielraum bei der Preisgestaltung bieten, dürften eher absetzbar sein. Wir finden hier zwei verschiedene Kundenkreise vor – wissenschaftliche Bibliotheken, die nach preiswerten Ausgaben Ausschau halten, und – die Gilde der Sammler, die bei Produkten, die man mit den Händen greifen kann, durchaus ansprechbar sind.

In Österreich laufen in vieler Hinsicht die Uhren anders als in Deutschland, und es ist hier auch nicht der Ort um über den alltäglichen Ärger und über die Quertreibereien der Bedenkenträger und die Pfennigfuchserie der Verwaltung zu räsonieren. An der Digitalisierung und am Aufbau virtueller Bibliotheken führt kein Weg vorbei – es ist nur die Frage, ob man von Anfang an dabei ist, oder erst später dazu stößt. Die StudentInnen in Graz haben sich jedenfalls an das digitale Angebot gewöhnt – und auch die DozentInnen und ProfessorInnen – wenn auch deutlich ist, dass vor allem die jüngeren den Anschluss gefunden haben. Trotz der Etablierung der Digitalisierung im *Organigramm* und in der *Aufgaben- und Ziele- Vereinbarung* zwischen Bibliothek und Universität wird es auch in Zukunft sehr stark darauf ankommen, ständig neue Initiativen zu entwickeln, Wege zu finden, den schwerfälligen Apparat der Universität zu umgehen und flexibel auf neue Möglichkeiten zu reagieren. Die Digitalisierung und die Implementierung im Netz ist auch der Weg heraus aus dem immer noch biedermeierlich gefärbten Berufsbild der AltbuchverwalterInnen, ist auch der Königsweg, den historischen Beständen neue Aufmerksamkeit zuzuführen und die wissenschaftliche Bearbeitung weiterzutreiben. Digitalisierung ist ein Anfang, das Ende ist vielleicht für unsere Erben absehbar.

Eigentlich wollte ich auch mit Nestroy schließen – aber ich konnte mich nicht recht entschließen: *Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, dass er viel größer ausschaut, als er wirklich ist . . .* Oder soll ich schließen: *Die Liebe ist ein Traum. Die Ehe ein Geschäft.*